

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 13. September 1931.

Der Schlangenring.

Von Hiesbet Dill.

Im Gobelzimmer in der Ecke stand eine achtgedige Vitrine aus geschliffenem Glas, die eine Sammlung orientalischer Kuriositäten und byzantinischer Altertümer enthielt. Darunter waren persische und assyrische Giftringe aus rotem Gold, mit Edelsteinen durchsetzt und fein ziselierten Zeichnungen, phantastische und groteske Kostbarkeiten von unheimlicher Verschlossenheit. In den Nebenräumen wurde der Tee serviert. Hier war es ganz ruhig. Im sanften, geheimnisvollen Schein der großen Ampel schienen die grünen Gärten der Gobelins, alte Stühle des 18. Jahrhunderts aus Beauvais, zu leben.

Wir waren allein zurückgeblieben in diesem stillen Raum, versunken in die merkwürdigen Dinge, welche die Phantasie orientalischer Künstler geformt. Wir sprachen über die Gifte des Altertums und Mittelalters, ihre Zusammensetzung, Zubereitung und Wirkung, über jene rätselhaften Gifte, deren Wirkung im 17. Jahrhundert unter Louis Quatorze, als die Giftmischer in Blüte stand, die Damen abends verschleiert zu den Wahlsagerinnen liefen, die „Boudres d'amour“, mit denen man Liebe erwecken oder Menschen, die unbehaglich waren, aus der Welt schaffen konnte. Aber die Giftmischermethoden einer Madame Boissin und ihren „schwarzen Weisen“, die Marquise Brinville, die beide auf dem Scheiterhaufen endeten, die der Ritter de Croix, der Geliebte der Marquise, in den unterirdischen Gewölben seines Schlosses fabrizierte und die den Medizinern und Richtern Rätsel aufgaben. „Solche Gifte gibt es heute nicht mehr“, meinte ich. Der russische Prinz, der vor der Vitrine stand und einen Schlangentanz betrachtete, nickte seine Lippen ein. „Es gibt sie schon... sie sind nur sehr selten und nicht käuflich.“ Ein Schatten war über sein schmales, melancholisches Gesicht gesunken, ein nervöses Zucken lief darüber.

Prinz Fedor war einer der Emigranten, die in Russland alles verloren hatten. Er hatte eine bescheidene Stellung in der Fabrik eines Freundes gefunden und trug sein Schicksal flaglos und schweigend, als etwas Unabwendliches. Von der Vergangenheit sprach er nie. Diesmal schien ihn etwas gepackt zu haben beim Anblick der Seltsamkeiten hinter Glas. Ich hatte schon öfters an seiner Hand einen seltsamen geförmten Ring gesehen, wahrscheinlich ein Überbleibsel aus früheren Tagen. Es war ein alter, feingearbeiteter Goldring von ediger Form, für eine Männerhand bestimmt, in Form einer Miniaturkapsel mit winziger, ziselierter Tür und einem Fenster aus Rubin.

„Was ist das eigentlich für ein merkwürdiger Ring?“ fragte ich. Der Prinz streifte ihn ab. Die kleine Tür trug auf der Innenseite eine Kapsel, die sich durch den Druck einer Feder öffnen ließ. Die Kapsel sprang auf, sie war leer.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Ein Giftring, Madame.“

„Aus Indien?“

Er zündete mir eine Zigarette an, dann sich. Seine magere Hand spielte nervös mit dem Ring. „Ich will Ihnen erzählen, wie ich dazu gekommen bin. Vielleicht verstehen Sie dann, daß ich so zurückgezogen lebe. Der Bediente soll erst das Teegeschirr wegnehmen, er irritiert mich.“ Er winkte. Wir legten uns in die Ecke unter den grünen Gobelins und warteten, bis der Diener die Teetassen weggenommen hatte. Nur das Rauchzeug ließ er stehen.

Die Vorgesichte ist banal. Meine Güter lagen dort, wo die russische Steppe beginnt. Ich hatte mich sehr jung verheiratet, meine Frau war schön, wir liebten uns sehr. Unsere Ehe war eigentlich ein Märchen, ein ganz unwahrscheinliches Glück. Wir hatten beide vom Leben nur die glänzenden Seiten kennengelernt. Damals begann man gerade zu filmen. Ich ließ einen Apparat ins Schloss einbauen, und wenn wir Gesellschaft gaben, ließ ich sie heimlich filmen. Der Aufnahmeapparat stand oben in der Estrade des Tanzsaales, unter Blumengruppen versteckt. Alle Feste wurden heimlich von dort aufgenommen und im Winter, an den langen Abenden, wenn wir nach Tisch auf dem weißen Säulenfeld vor dem Feuer saßen, ließen wir uns diese Filme vorführen und schauten uns dann gleichsam zu. Andere Tage wurden gefilmt, wenn wir ausritten, alle Ereignisse im Dorf ließen wir aufnehmen. Es war ein Zeitvertreib. Wir ahnten nicht, wie verhängnisvoll uns diese Filmmorei werden sollte. Im Frühjahr hatten wir unsere Koffer gepackt, um nach Italien zu gehen. Am Tage vor unserer Abreise kam eine Zigeunertruppe auf unseren Hof. Meine Frau ließ sie aufnehmen, aber die alte Zigeunermutter kam dazu. Als sie hörte, daß sie gefilmt waren, bedeckte sie ihr Gesicht mit einer schwarzen Schürze und stürzte schreiend davon, indem sie einen Fluch ausstieß: „Es ist eine Sünde, was ihr tut, der Himmel wird euch dafür bestrafen!“ rief sie. Tatsächlich besteht bei manchen Völkern eine abergläubische Furcht davor, photographiert zu werden. Der Türke zum Beispiel darf seinen Körper nicht bildlich aufnehmen lassen. Es gilt als Frevel an der Gottheit. Seitdem ist ein grauer Vorhang über mein Leben gefallen, seit diese Zigeunermutter meinen Hof betrat.

Am nächsten Morgen reisten wir nach Italien. Diese Reise war der Abschluß meiner glücklichen Tage. Wir reisten mit einem Auto von Stadt zu Stadt, besuchten Museen und Kirchen und machten Ausflüge in das Land. Eines Nachmittags kamen wir durch eine mit Blumen besäte, wilde bunte Landschaft an der Küste, das blaue Meer warf schäumende Wellen an den Strand, zwischen den Felsenblöcken weideten fremdartig aussehende, schwarze Ziegen. Ein Hirt war nirgends zu sehen, nur ein schwarzäugiges Mädchen mit rotem Rock melkte gerade eine Ziege. Meine Frau hatte Durst und bat das Mädchen um ein Glas Ziegenmilch. Wir lagerten uns in den Sand und machten Aufnahmen. Die Tiere glockten uns mit so sonderbar leeren Augen an, und meine Frau sagte, sie sehen so böse aus, es sind sicher keine gutartigen Tiere. Ihre Milch schmeckt bitter. Wädhlich tauchte eine alte Frau auf, die mit einem Stod die Ziegen zusammentrieb. Ich fragte sie, wem die Ziegen gehörten? „Ach, die haben die Engländer dagelassen“, sagte sie, „aber wer ihre Milch trinkt, wird krank...“ „Um

Gotteswillen“, sagte ich, „meine Frau hat eben davon getrunken...“ Die alte Frau entsetzte sich. „Das Mädchen hat ihnen von der Milch gegeben?“ fragte sie. Und mit einer Gebärde, die mich an die alte Zigeunermutter erinnerte, schlug die Frau die Schürze über dem Kopf zusammen, murmelte etwas, das wir nicht verstanden und trieb die Ziegen rasch mit dem Stod weiter.

Auf der Rückfahrt kamen wir an einem Kirchhof vorbei, der in der Abendsonne einsam und friedlich dalag mit feierlichen weißen Marmorkreuzen und von bunten Blumen überwucherten Gräbern. Das eiserne Tor stand weit offen. Meine Frau hielt und ging zwischen den Gräbern umher, um Blumen zu pflücken. Die schlanke Gestalt in dem vom Meerwind durchwehten, von der Sonne durchleuchteten weißen Kleid, dem flatternden, hellroten Schal, bildete einen scharfen Gegenlag zu dieser Todesinsel und den ersten Gräbern. Ich nahm den Film auf. Meine Frau stand neben einem Grab an das Kreuz geklebt und ordnete ihren großen Strauß Blumen. Es war das letzte Bild, mein Filmstreifen war zu Ende. Die Sonne war inzwischen untergegangen, vom Meer wehte es kühl. In dem offenen Wagen schauerte meine Frau zusammen. „Mich friert, gib mir deinen Mantel.“ Ich bedeckte sie mit meinem Mantel. Die Fahrt war lang im Staub der Landstraße, es wurde dunkel und immer kühler. „Wir hätten lieber den Film nicht aufnehmen sollen“, sagte sie plötzlich, „ich muß immer an die Alte denken...“ „An welche Alte?“ — „Die damals auf unseren Hof kam, weißt du noch?“ Ich schwieg. Merkwürdigerweise hatte auch ich in derselben Minute an die alte Zigeunermutter gedacht und an den Fluch. „Weißt du, das Ganze heute gefiel mir nicht“, sagte meine Frau. „Es hing heute etwas Unheimliches in der Luft. Diese schwarzen, häßlichen Tiere, die uns so anstarrten, die alte Frau und das dumme Kind, das mir die Milch gab. Ich hätte doch diese Milch nicht trinken sollen.“ Ich versuchte ihr den Gedanken auszureden. Aber sie versank in Schweigen und gab kaum eine Antwort.

Im Hotel meldeten wir uns zur Abendtafel aus. Meine Frau war still geworden, sie sah sehr blaß aus, die Zigarette schien ihr Quaken zu bereiten. Als sie einen Pöfel Suppe gegessen hatte, erklärte sie sie könne nicht mehr, sie habe solche Schmerzen. Sie legte sich zu Bett, ich ließ einen Arzt rufen. Der Italiener untersuchte meine Frau, konnte aber die Ursache ihrer Schmerzen nicht entdecken und versprach, morgen wiederzukommen. In der Nacht sprach meine Frau laut, wie im Traum von schwarzen Ziegen und einer Alten, die sich die Schürze über dem Kopf hielt. „Sie hat uns verflucht, hörst du, wie sie schreit?“ sagte sie schauernd. Ihr Atem flog, sie hielt meine Hand fest. „Ich hab' so Angst... so Angst.“

Ich sprach mit dem Arzt und erzählte ihm die Begegnung mit den Ziegen, aber er wehrte diesen Verdacht ab. Daß man von der Milch der englischen Ziege krank würde, sei ein lächerlicher Aberglaube der Leute. Meine Frau habe sich einfach auf der Reise eine Magenverstimmung geholt, aber sicher nicht von der frischen Ziegenmilch. Er gab ihr Beruhigungsmittel, aber sie halfen nichts. Die Schmerzen blieben. Sie tauchten bald im Darm, bald im Kopf, bald in den Hüften oder im Rücken auf und das Fieber blieb. Es waren furchtbare Tage in dem Hotel in der fremden Stadt. Von der Stadt selbst hatten wir kaum etwas gesehen.

Eines Abends, als meine Frau etwas ruhiger geworden war und die unerklärlichen Schmerzen nachgelassen hatten, war ich in die Luft gegangen und schlenderte durch die engen Gassen der alten Stadt. Ich kam an einem kleinen Laden eines Inders vorbei, der Eisenbeschmuckereien feil hielt. Ein seltsam geformter, wunderbar gearbeiteter Ring fiel mir auf. Der Indier, ein langer, ernster Mann im Turban, führte mich in seinen dunklen Laden, zündete eine rote Ampel an und zeigte mir in dem magischen Licht seine Kostbarkeiten. Da fiel mir ein Ring auf durch seine sonderbar edige Form. Ein altindischer Giftring, erklärte der Indier, er öffnete die einseitige Kapsel. Sie enthielt ein weißes Pulver. „Ein starkes, aber völlig spurloses

Gift“, sagte er, „genug um einen Menschen auf der Stelle zu töten.“ Ich kaufte den Ring. Meine Frau sammelte Kuriositäten. Aber als ich heimkam, lag sie teilnahmslos wie eine Sterbende da, das Fieber war wieder gestiegen. „Sie sei sehr unruhig gewesen“, sagte die Nonne, die sie pflegte und habe fortwährend nach mir gerufen. Als ich mich über sie beugte, schlug sie die dunklen Augen auf. „Got sei Dank! Wo warst du so lange?“ ... Ich erzählte ihr von dem Ring.

„Laß mich ihn sehen“, bat meine Frau. Ich gab ihn ihr. Sie betrachtete ihn lange. Dann streifte sie ihn ab, legte sich erlöst zurück, schloß die Augen und drückte meine Hand. „Geh“, sagte sie, „laß mich schlafen, die Schmerzen sind vorbei.“ Der Ring hat ein Wunder getan. „Aber sie kamen wieder in dieser Nacht. Sie durchrüttelten ihren zarten Körper derartig, daß wir den Arzt mitten in der Nacht herbeiholten. Er entdeckte eine leicht eiternde Stelle an ihrer rechten Hand, die ihn stutzig machte. Sie mußte sich irgendwo infiziert haben, meinte er. Am nächsten Morgen hatte sich die Wunde vergrößert. Wir führten meine Frau ins Spital. Sie wurde untersucht. „Von Lepra infiziert“, lautete das Urteil. Die Operation sollte am nächsten Tag vorgenommen werden, wenn meine Frau nicht den ganzen Arm verlieren wollte. Meine Frau zeigte sich tapfer, sie war ruhiger als sonst. Von der Operation sagte sie kein Wort. Gegen Abend verlangte sie, auf die Veranda getragen zu werden. Wir brachten sie dorthin. Meine Frau lächelte mir zu. „Wie schön die Sterne funkeln“, sagte sie, „sie scheinen mir viel näher als sonst.“ Sie sah wieder einen blauen Himmel, hörte die Vögel in den Gärten singen, sah Blumen und Bäume blühen, sah Leben. Dächer der Stadt, Menschen und fahrende Wagen in der belebten Straße. Sie fühlte keine Schmerzen mehr.

„Zeige mir noch einmal die Bilder, Fedor“, bat sie. „Es war unter letzter schöner Tag.“ Ich holte den Film und rollte ihn auf. Mit großen Augen folgte sie all diesen Bildern. Sie zogen vorbei, fern, wie wenn man etwas im Traum sieht. Das wilde, üppige Land glühte in der Sonne, die sandige Küste, das glasblaue Meer, die weißen, an den Felsblöcken verzehenden Wellen, die schwarzen, ruhenden Ziegen im Gras, die sich nach uns umwandten, das kleine Mädchen im Sand in seinem roten Röschchen, das die Ziegen melkte, und meine Frau, die sich durstig niederbeugte und aus seinen braunen Händen den Trank empfing. Mir riß etwas entzwei. Ich konnte nicht mehr. Sie lag in ihren Kissen, die Augen sehnsüchtig auf die Bilder gerichtet, als wollte sie etwas zurückrufen, das vergangen war — für immer. Dann kam die Rückfahrt, die lange Kirchhofmauer erschien, das eiserne Tor, das weit offen stand, wie um sie einzuladen, einzutreten, die Grabkreuze, die Gräber, die wilden Rosen. — Ich sah meine Frau zwischen den Gräbern wandern, ihr weißes Kleid wehte im Wind, sie beugte sich nieder, um die Namen zu lesen, sie winkte mir zu und stand im Abendsonnenschein, lächelnd, neben dem weißen, großen, ersten Kreuz, das sie umfaßt hielt, ihre Blumen im Arm. Es war das letzte Bild, der Streifen war zu Ende. Ich legte ihn in seine Schachtel zurück. Wir schwiegen. Ich sah, daß sie müde war und zog mich zurück. Die Nonne wachte neben ihrem Bett.

Aber ich konnte nicht schlafen, ich ging die Nacht auf der Terrasse auf und ab. Wädhlich fiel mir der Ring ein, den sie noch am Finger trug. Ich wollte ihn an mich nehmen und ging leise zu ihr. Die Nonne war in ihrem Sessel am Fenster eingeschlafen. Meine Frau lag ruhig und schien zu schlafen. Der Mond beleuchtete alle Gegenstände. Alles sah schneeweiß und unnatürlich aus, als ob alles nicht Wirklichkeit sei, sondern nur ein Traum.

Und so sehe ich es immer vor mir, das stille, hohe, weiße Krankenzimmer, in der dunklen Ecke die schlafende Nonne mit der großen, weißen Flügelhaube, das zitternde, kleine im Nachtwind flackernde Lichtchen. Meine Frau lag mit offenen Augen da. Ein geheimnisvolles Lächeln auf dem Gesicht... wie erlöst... sie atmete nicht mehr. Ihre Hände lagen auf der Bettdecke ausgestreckt, aber — der Ring war nicht mehr da. Ich fand ihn auf dem Teppich — die Kapsel war leer. Ich drückte ihr die Augen zu. Der Arzt sagte mir nachher, daß es das Beste für sie gewesen sei.

Und er betrachtete stumm den goldenen Ring des Inders an seiner Hand.

Die Welt der Frau.

Schickale des Muttertums.

Die Schillerin.

Von Josef Frank.

Frau Ija, Goethes Mutter, ist die glückliche Mutter, die, geborgen in der Größe des Sohnes, zu lächelnder Lebensphilosophie, zu weiser Mutterhumanität sich erhebt. Die Schillerin ist die brave, wackere deutsche Hausmutter, der Behüten und Bemuttern Zweck und Sein des Lebens ist. Josef Frank hat in dem Buche „Mütter“, das im Verlag von Dr. Hans Epstein, Leipzig und Wien, erschienen ist, 12 Gestalten aus der Geschichte des Muttertums ausgewählt.

Schillers Mutter zeichnet er so:

Ein Freudentag ist's im Schillerschen Hause, als Fritz seine Verlobung mit Charlotte von Lengefeld meldet. Kaum ist die Ehe geschlossen, da leidet es die Mutter nicht mehr daheim. Sie will, sie muß Sohn und Schwiegertochter sehen. Endlich 1792 kann sie die weite, weite Reise nach Jena antreten. Sie ist nun auch schon heutig, hat aber noch Mut und wieder Kraft genug zum großen Abenteuer der Mutterliebe. Der Vater gibt ihr die fünfzehnjährige Nanette mit, der Sohn schickt ihr sechs Louisdor als Keisegeld.

Zehn Jahre lang haben sich Mutter und Sohn nicht gesehen. Er findet sie runzelig, zusammengeschrunpft, Mütterchen geworden, doch immer noch stark und agil genug nach all dem, was sie körperlich und seelisch gelitten hat. Sie ist so froh, ihm nahe zu sein, so glücklich, ihn bemuttern zu können. Fritz bleibt doch immer ihr Sohn, ihr Bub, auch wenn er zehnmal Professor, Hofrat, Dichter, Chemann, Gott weiß, was ist. Er hat es nötig, umjort, umtreut zu werden. Der Arme ist ja selbst schwer krank gewesen, das Brustübel mit seinen Erstickungsanfällen hat ihn dem Tode nahegebracht. Wenn auch eine Gattin um ihn ist, die Mutter hat Vorrecht und Vortritt im Umkreisen, Umsorgen. Sie ist die Autorität, die dient. Und die gute Alte, die selbst noch Schonungsbedürftig ist, rührt und regt sich, umpflegt, umdient ihn. Sie ist wieder ganz Mutter geworden, jetzt, wo sie dem Sohn räumlich, körperlich nahe ist, ihn im Bereich ihrer Hände hat. Mütterlichkeit ist im Grunde doch ein physisches Glück und erst volle Seligkeit, wenn nicht das Herz allein, wenn auch Arme und Hände lieben dürfen.

Als sie sich heimlich fühlt, eingelegt hat im Hause des Sohnes, da möchte sie am liebsten ans Reformieren gehen. Was wäre da nicht alles zu ändern und zu bessern! Man lockt und wäscht und wischt und pugt verkehrt! Ihre Lebenslang!

Wirtschaftspraxis, ihre vierzigjährige Hausfrauenroutine hat täglich, kühnlich neuen Grund zum Stürzen. Ihre Küchen- und Stubenweisheit kann nicht stumm bleiben, will schulen und forrieren. Der lehrhafte Trieb des Muttertums erhofft sich ewig in den Schwiegertöchtern späten Ersatz für die leer gewordene Kinderstube. Und dieser ewigen Hoffnung folgt ewig die Enttäuschung, daß die Frist der Erziehung endet vor den Erziehenden.

Muttertum ist Tyranie der Liebe. Einer Liebe, die die größte, die beste, die klügste sein will. Diese Klugheit hat sich am Leben gebildet und trainiert, sich Jahrzehnte bewährt, ist durch ein Menschenalter unbestritten, unwiderlegt geblieben und glaubt sich gerne Orakel und profunde Weisheit. Mutter Schiller hat vierzig Jahre so gelacht und nicht anders, hat dafür dies alleingültige Rezept, dafür jenen unfehlbaren Handgriff. Ihr häusliches Dozententum gönnt sich den Genuß der Überlegenheit und auf schwäbisch, schwäbisch in Mund- und Tonart, sagt sie, wie und was sie denkt. Der Sohn lächelt philosophisch über diesen Eifer im Kleinen und Kleinsten, der nun einmal die Stärke und Schwäche allen Hausmuttertums ist. Die Schwiegertochter erträgt schweigend die resolute Lehrhaftigkeit, die ja doch nur aus Liebe leitet.

Mutter Schiller fühlt selbst, daß ein leiser Mißklang durch sie ins Haus des Sohnes gekommen ist. Sie müht sich ihren doktrinen Eifer zu dämpfen, möchte nicht als Tyrannin gelten, wo sie zu Gast geladen ist. Lieber zweifelt sie an der eigenen Weisheit. Vielleicht ist ihre Haus- und Küchenregie nicht die allein gültige, allein befriedigende. Die Dame von Abel, die der Sohn sich zur Gattin nahm, muß wohl anders wirtschaften als sie, die schwäbische Wirtin. Es tut ihr weh, den Thron weh getan zu haben. Ein bißchen Reue fast über ihre Herrschsucht, über ihr Dreinregieren bringt sie mit nach Hause. Wie eine nachträgliche Abbitte kündigt, wenn sie später einmal in einem Briefe an den Sohn um mildernde Umstände für ihre fehlende Liebe plädiert. „Seine liebe Frau wird sich vielleicht eine andere Schwiegermutter... vermutet haben, wo wir alle nicht nach ihrem Tun uns zu richten wissen, allein meine Liebe und Gefälligkeit vor sie und die Liebe vor Ihn sollte etwas an diesen Mängeln erlösen.“

Die Schillerin ist ganz allein. An wen sollte sie denken, denn sie muß an jemand denken, für wen sorgen als für die in der Ferne? Sorgen war ja ihre halbe Existenz, ihr ganzes Mutterdasein und ohne einen Gegenstand der Sorge wäre es nicht lebenswert.

Aber ihre Tage sind leer geworden, ihre Mütterlichkeit ist auf gelegentliches Wohltun beschränkt, beengt, die Seligkeit des rastlosen Dienens ist ihr genommen. Es ist still um sie, Feierabend. Aber sie will dieser Stille einen guten, mütterlichen Inhalt geben. Ihr Abend soll auch eine wirkliche Feier sein. Sie liest die Werke ihres Sohnes, die neuen und die alten, immer wieder. Vieles bleibt ihr dunkel, sie muß mit dem Verständnis des Stofflichen sich begnügen.

Im Herbst 1801 wird sie von einem Unterleibsleiden befallen. Auf den Rat der Ärzte bedeckt sie nun für immer nach Cleverfußbach über, in die Pflege Lußens. Sie ahnt, daß ihre Tage zu Ende gehen. „Ich bin ja in einem Alter, wo ohnehin die Jahre nimmer lange dauern können“, schreibt sie an ihre älteste Tochter. Sie ist plauderlustiger, schreibseliger denn je. Doch ihre Schrift ist schon müde geworden, gezeichnet vom Todeszittern.

Am 29. April 1802 endet schaft das Leben und Leiden der fast Siebzighjährigen. In den letzten Tagen liegt sie ohne Bewußtsein. Wenn sie zu sich kommt, spricht sie voll inniger Nüchternheit von ihren Kindern. Sie verlangt nach dem Medaillon ihres Fritz, drückt es immer wieder ans Herz und dankt noch einmal ihrem Gott, daß er sie Mutter dieses Sohnes werden ließ.

Die enge seelische Verbundenheit mit der Mutter gibt dem Sohne die Gewißheit ihres Todes, noch bevor die Trauerbotschaft ihn erreicht. Am 11. Mai erhält er die Nachricht, am 10. schon hat er ahnungsgewiß an Luise geschrieben: „Und so sind sie denn beide hingegangen, unsere teuren Eltern. Wir drei sind nun allein übrig. Lebt uns einander desto näher sein!“

Die „Pleureuse“ und ihre Entstehung.

Neue Haufe in Straußenfedern. — Alte Vorkriegsware als gutes Geschäft. — Grobtrieb in Straußenfarmen. — Wie Pleureusen entstehen.

Die „Pleureuse“ ist wieder größte Mode, nachdem sie zwanzig Jahre lang in Acht und Bann getan worden war. Es ist eine richtige Haufe in Straußenfedern ausgebrochen, und die Nachfrage ist sehr groß. Sie wird aber augenblicklich in Deutschland von vielen großen Geschäften sehr gut bedient, da hier noch massenhaft Vorkriegsware vorhanden ist, die von den Geschäftsinhabern aufbewahrt wurde, da es sich um beträchtliche Werte handelt und mit Recht die Hoffnung bestand, daß Pleureusen wieder einmal stark gefragt werden dürften. Die Mode ist eine launische Herrin. So wie sie sich von den Straußenfedern ungnädig abwandte, war das Riesengeschäft mit einmal wie abgeschnitten, und nur hin und wieder wurden in den großen Geschäften Straußenfedern für Theater und Filmzwecke gekauft.

Jetzt aber will alles wieder Pleureusen erleben, denn die wippenden Federn auf den kleinen oder großen Frauenhüten gehören zum letzten Schick. Es wird nun interessieren zu erfahren, wie eine derartige Pleureuse entsteht und was sie kostet. Beim Kauf muß man darauf sehen, daß man sogenannte „männliche wilde Federn“ erhält, die meist aus Südafrika stammen und sich durch Schönheit der weißen Farben auszeichnen. Von den solitären schneeweißen Federn liefert das Männchen bei jeder Ernte ungefähr 14 bis 18 Stück. Die Federn des Weibchens sind grau und kleiner. Aber auch die Federn des Männchens müssen noch einem Reinigungs- und Bleichungsprozeß unterzogen werden, damit sie ihre schöne Farbe erhalten, die besonders begehrt ist. Die besten männlichen Federn haben eine Größe von etwa 80 bis 90 Zentimeter. Aber die Mode verlangt oft wahre Riesensiedern. Früher, als die großen Käder von den Frauen als Kopfbedeckung getragen wurden, mußten die Straußenfedern sich eine Vergrößerung ihrer Schaftlängen bis auf 120 Zentimeter und bis zu 1/2 Meter Breite gefallen lassen. Nicht alle großen und schön aussehenden Pleureusen sind reines Naturgewächs. Diese sind nämlich selten und darum teuer. Heute werden schöne große Federn schon für ungefähr 20 bis 30 Mark geliefert. Pleureusen in der alten Form sind heute nicht mehr Mode, denn irgendwie muß sich unsere Zeit von der unserer Mütter unterscheiden. Vor zwanzig Jahren haben die gleichen Federn das Doppelte und Dreifache gekostet. Wie sich der Preis bei Einfuhr neuer Ware aus Südafrika und anderen Straußenländern stellen wird, ist jetzt noch nicht zu übersehen. Von vielen Geschäften sollen übrigens bereits große Bestellungen an die berühmten Straußenfarmen in Kapstadt gegangen sein, da die vorhandenen Vorräte in manchen Geschäften nicht ausreichen, um den ganzen Bedarf zu decken. Es ist aber anzunehmen, daß auch unter den eingeführten Federn Ware in allen Preisen vorhanden sein wird, denn neben der männlichen „wildes Ware“ gibt es auch schöne Federn, die künstlich hergestellt werden. Einfache Straußenfedern erhalten nämlich ein volles und schönes Aussehen durch künstliche Bearbeitung. Es werden mehrere Straußenfedern aufeinander gearbeitet, und die Kunstfertigkeit darin

ist so groß, daß man diese Federn kaum von den sehr kostbaren unterscheiden kann. In den eigentlichen Schaft der Federn werden mehrere Schäfte anderer Federn auf sehr geschickte Weise eingearbeitet, so daß man den Eindruck hat, eine einzige Feder vor sich zu haben. Es gibt noch allerlei andere Kunstgriffe, um durch Knüpfung die Federn zu vergrößern und dadurch auch den Frauen, die nicht sehr viel Geld für den Erwerb der heißersehnten Pleureuse ausgeben können, ein schönes Schmuckstück zu liefern. Klima und Bodenbeschaffenheit sind für die Güte der Federn von großer Bedeutung. Darum können Straußenfarmen nur von hervorragenden Kennern eingerichtet werden. In den Zeiten, als die Straußenfedern außer Mode waren, sind viele Straußenfarmen eingegangen oder verkleinert worden. Jetzt wird aber auch in Ägypten, Afrika und anderen Straußenländern wieder mit Rücksicht auf die neue Beliebtheit der Straußenfedern die Straußenzucht in gesteigertem Maße betrieben. Wenn die Federn reif zum Schneiden sind, dann werden die Tiere in enge Netze getrieben, in denen sie keinen großen Widerstand leisten können, und um sie wehrlos zu machen, zieht man ihnen einen kleinen Sack über den Kopf. Den erwachsenen Tieren werden die Federn meist dicht über der Haut mit einem scharfen Messer abgeschnitten. Früher wurden sie mit der Wurzel ausgerissen, aber von dieser Grausamkeit ist man abgekommen, zumal die nachwachsenden Federn schlecht waren. Die kleineren Federn werden häufig gefärbt und erscheinen auf den Damenhüten in allen Farben. Außer Straußenfedern werden übrigens auch Paradiesreiher, Goldfasanen- und Glanzstärkchen sehr begehrt, da auch sie sehr dekorativ wirken und den Frauen ein hübsches Ansehen geben. Hoffentlich aber irrt sich die Mode nicht wieder so weit, tote Vogelbälge auf die Hüte zu setzen und dadurch die Vogelwelt aufs ärgste zu gefährden.

Wollkleider für den Herbst.

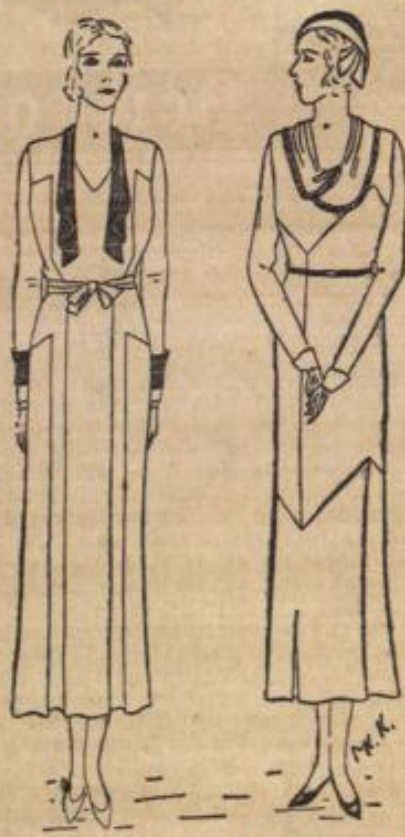
Unentbehrlich für jede Frau, ob sie einem Beruf nachgeht oder Hausfrau ist, bleibt das Kleid aus Wollstoff. Es muß da sein, wenn man an kühlen Tagen ohne Jacke und Mantel ausgehen möchte, wenn man jemanden empfängt oder zu Besuch geht, denn gerade in der Übergangszeit erkältet man sich in noch nicht geheizten Räumen am leichtesten. Und wenn man gar den Besitz einer Pelzjacke in Aussicht hat, dann läßt sich ein Wollstoffkleid so elegant herrichten, daß man es dazu auch am Nachmittag tragen kann.

Jedoch muß man bei Auswahl unter den Modifarben gleich die etwa vorhandene Überfärbung berücksichtigen, damit nicht vielleicht ein braunes Kleid zu einem grau-blauen Mantel angefertigt wird. Gegen das Vorjahr sind die Kleider nicht mehr so blaugrün in der Taille, sondern eher wie aus einem Stück gearbeitet wirkend. Reizvoll werden sie vor allem durch die geometrische Aufteilung des Oberteils, die sich in gesteppten Falten, Passenteilen an den Hüften und in schrägen Biesen als Garnierung am Rock weiter äußert. Dabei geht diese Teilung immer von bestimmten Grundflächen aus, so daß man glauben kann, daß unsere Damen, die in Geometrie immer gute Schulzeugnisse hatten, auch die schönsten Kleider werden entwerfen können. Aber es gehört auch viel Phantasie zum Schneiden gerade dieser Wollstoffkleider. Man muß ausprobieren, ob hier vielleicht ein paar Schmuckknöpfe gut aussehen würden, oder ob es vielleicht hübscher wäre, wenn der in sich gemusterte Wollstoff nur durch Ähnel- und Hüftpassagen Unterbrechung erfährt, der Rock, fortlaufend aus der Passenform, in zwei Kellerrücken geplatet wird, und dieses so zusammengefaßte Kleidchen nur einen weißen Reinen tragen bekommt.

Die Glodenröcke sind zugunsten der Faltenröcke nicht mehr vorherrschend. Man kann sogar, wenn man Schlankheit erreichen will, nur ganz unten am Rock ein Faltenstückchen, in Art der Sonnenplissees, einlegen.

Außer den weißen Reinen- und Pilestragen in vorwiegend einfachen Formen gibt es Schal- und Reversstragen nur aus dem Kleidstoff. Diese Kleider wirken besonders durch

aparte Grundflächenaufteilung, durch Knopfverzierung und durch zweifarbige, ziemlich breite Lebergürtel mit Nidel-schnalle. Ist der Ausschnitt spitz, dann steht eine vorstehende weiße Leinenblende in Verbindung mit hellgemusterten Knöpfen dezent aus. Zum schwarzen Wollstoffkleid, das als modern gilt, ist ein schwarzer Ledergürtel mit Schleifenschluß statt einer Schnalle neu — den Oberteil dieses Kleides



Links: Grau-blaues Wollstoffkleid mit neuartiger blauer Seidengarnierung. Rechts: Mittelgrünes Kleid aus feinem Wollstoff mit grünem Georgettefalten mit grauer Pelzgefäßung.

kann man wie eine Weste mit zwei Knopfpaares schließen und zum spitzen Ausschnitt einen schmalen weißen Reinen tragen mit breiten plissierten Revers wählen. Kleidchen ist auch, den Ausschnitt so zu formen, daß zwei Schleifenenden aus dem Kleidstoff, die gebunden werden, angelegt werden können.

Die Vorliebe für Pelz in der Herbstmode wirkt sich auch im Kleidaussatz aus. Schallartige Seidenstragen, die man so groß schneidet, daß sie drapiert werden können, werden mit schmalen Pelzrollen eingefast. Manchen tragenlosen Ausschnitt ziert ein weißer Kaninchenfaser als Hermelin-Ersatz.

Große Veränderungen in der Mode zeigen sich in den letzten erschienenen Herbst- und Winterausgaben der „Modellen“. Schon bei flüchtigem Durchblättern fallen auf: Die ganz hohe Taille, der bis zum Knie enge, dann sehr weite Rock in Glodenform, die neuen luftigen Revers der Mäntel, die tief eingesteppten Kellerrücken und Fächerfalten. Offenbar liegt der Directoirestil auf der ganzen Linie. Ein bekannter Vorzug der „Modellen“-Alben ist, daß es zu jeder Abbildung fertig zugeschnittene „sprechende“ Wollstoff-Schnitte gibt.

Der Jugendfreund.

Wie lange braucht ein Telegramm, um die Erde zu umlaufen?

Bei einem Kongreß der amerikanischen Redakteure und Presseleute, der in Columbia im Staate Missouri abgehalten wurde, warf einer die Frage auf, wie lange wohl ein Telegramm gebrauche, um die ganze Erde zu umlaufen. Es wurden verschiedene Schätzungen gemacht. Einer meinte, es könne wohl ein paar Stunden dauern, andere glaubten, es sei mit einer halben, oder gar mit einer Viertelstunde zu machen.

Nun weiß man wohl, wie schnell sich der elektrische Strom im Metall des Drahtes fortpflanzt, nämlich würde man die Erde mit einem einzigen Drahte umspannen, so wäre es kaum merkbar, wie der Empfänger später schreibt, als der Sender gibt.

So einfach haben es nun die Zeitungsleute nicht gemacht, sondern sie schlossen in echt amerikanischer Weise eine Wette ab. Dann wurde telegraphiert und in den einzelnen Städten wurden die Berichterstatter bestellt, zur bestimmten Stunde auf dem Postamt zu sein, ein Telegramm in Empfang zu nehmen und sofort auszugeben. Dann erst ging dieser Versuch vor sich.

Nachmittags drei Uhr gab einer in Columbia ein Telegramm von fünfundsiebzig Worten auf. Es ging zuerst nach New York, von dort nach London, nach Moskau, Schanghai in China, nach San Francisco. Von da wurde es wieder nach Columbia zurück ausgegeben.

Der Erfolg war erstaunlich. Der Riesentweg wurde in nicht mehr als acht Minuten zurückgelegt. Der Ausgeber des Telegramms, ein Redakteur aus Saint Louis, war in der Zwischenzeit vor dem Schalter stehen geblieben und hatte sich eine Zigarette angebrannt. Nach war die Zigarette nicht ausgeraucht, als sich der Schalter öffnete, der Beamte das Telegramm herausgab, das um die ganze Erde herumgejagt worden war. Der Mann konnte es gleich wieder mitnehmen.

Auf eine so kurze Zeit hatte allerdings keiner der Wettenden gerechnet!



Er hatte die Zigarette noch nicht zünde geraucht, da händigte der Beamte ihm das Telegramm schon aus.

Die Löwin auf dem Bahnsteig.

Auf der Eisenbahnstation Tabora in Ost-Afrika, im Gebiete des Tanganika, erschien eines Tages eine sehr starke, voll ausgewachsene Löwin. Sie kam aus dem benachbarten Dschungel heran, trabte über die Gleise und blieb auf dem Bahnsteig stehen, wo sie verwundert die vorher sicherlich noch nie gesehene Einrichtung eines Bahnhofes betrachtete.

Der junge Eisenbahningenieur Vertien, der eben aus seinem Amtsräume im Empfangsgebäude heraustrat, war nicht wenig entsetzt, plötzlich diesem gefährlichen Besuche auf nur wenige Schritte gegenüberzustehen. In seiner Angst schrie er die Bestie so laut an, daß sie erschrocken und sich nach der Gegend des Güterschuppens zurückzog, während Vertien fortlief, sich mit Waffen zu versehen.

Beim Schuppen waren zwei Eingeborene mit Verladearbeiten beschäftigt. Noch ehe sie etwas von der sich nahenden Löwin bemerkt hatten, rief sie schon den einen der beiden nieder. Der zweite ergriff schreiend die Flucht.

Glücklicherweise schien das Tier nicht hungrig zu sein, sondern hielt nur den unglücklichen Negert mit den Krallen fest.



Der Mann war in einer sehr bedrängten Lage.

Inzwischen kehrte der Ingenieur mit dem Gewehr zurück. Der Stationsvorsteher und einige andere Leute kamen ebenfalls mit Schusswaffen heran, und unter ihrem Schußfeuer verendete die Königin der Wälder, noch ehe sie Zeit fand, sich auf die kühnen Schützen zu stürzen.

Der niedergestossene Gepardträger war arg zerkratzt und vor Schreck halb tot, im übrigen aber selbstsamerweise ohne ernsthaftes Verletzungen davon gekommen.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 242.

Sonntag, 13. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich bin sehr glücklich, Sie noch hier zu treffen, Fräulein Ines“, murmelt Vitry. „Ich komme deshalb früh und unangemeldet. Ich hatte es nicht gehofft — tatsächlich.“ Er hält den forschenden blaugrünen Augen mit stummer Ergebenheit stand.

„Warum nicht?“

„Ich hatte gestern abend nicht den Eindruck, Sie wiedersehen zu dürfen. Nach der Verabschiedung, die mir zuteil wurde...“

„Sie waren durchgedreht!“ stellt Ines schonungslos fest. „Und betrunken waren Sie auch! — Sehen Sie sich nur hin! Ich bin gleich fertig.“

Vitry setzt sich auf den nächsten Sessel. Von der Seite betrachtet er Ines, die weiterschreibt. Grotesk! denkt er. Aber es ist der Vorzug vieler Frauen, kein Gefühl dafür zu haben. Er gäbe viel darum, den Inhalt dieses Briefes zu kennen.

Ines liest ihn noch einmal durch, verbessert sorgfältig ein paar Stellen. „So.“ Sie steckt den Brief in den Umschlag.

„Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie an den gestrigen Abend zu erinnern“, — mit diesem überflüssigen Vorbehalt zieht Vitry ein kleines Paket aus der Tasche — „möchte ich versuchen, hiermit einen besseren Eindruck zu machen.“

Während Ines gespannt zusieht, was aus dem Seidenpapier geschält wird, erinnert sie sich plötzlich der nächtlichen Heimfahrt. Vitry überreicht ihr ein blaues Samteti. Ines blickt sprachlos auf eine sehr zarte, ebenmäßige Perlenkette. Die einzelnen Perlen sind von vollendeter Rundung und haben einen hauchfeinen rosa Anflug. „Mein Gott! Für mich? Echtes?“ Fassungslos blickt sie auf Vitry; das Blut steigt ihr über den Hals in die Wangen.

„Natürlich echtes. Meinen Sie, ich schenke Ihnen unechte Perlen, Ines? Wir hatten es doch so abgemacht.“

„Sind Sie denn so reich?“ fragt Ines mit scheuer Hochachtung.

Kommt darauf an, was man darunter versteht.“ Selbstverständlich läuft diese Ausgabe zum großen Teil unter Geschäftskosten, aber das geht sie nichts an.

Ines zieht die Schnur lieblosend durch die Finger. „Ich habe keine Ahnung, was so etwas kostet. Sonst weiß ich es eigentlich immer. Aber hier? Sie sind wunderschön, die Perlen! Darf ich sie gleich umlegen?“ Ihre naive Begeisterung hat etwas rührend Unbegangenes.

„Ich werde Ihnen behilflich sein. Das Schloß muß genau gesichert werden. Sehen Sie: so!“ Vitry zeigt den doppelten Verschuß. Dann legt er Ines die kühle Kette um den Hals.

Sie hält still, mit steifem Genick. „Ich danke Ihnen, Prinz!“

Vitry befestigt umständlich die Sicherung. Er braucht geraume Zeit dazu. Plötzlich zuckt Ines zusammen — aber nichts weiter. Sie hat seine Lippen im Nacken gefühlt; ein leises Brennen rieselt über ihre Haut, und sie schließt für einen Moment die Augen. Vitry ist zurückgetreten. Langsam wendet sie sich um. Sein Gesicht ist blaß; die Lider flattern nervös.

„Gehört das dazu?“ fragt sie hart, aber ihre Lippen zittern.

„Ines!“ Mit einer zaghaften Gebärde hebt er die schönen, etwas kraftlosen Hände. „Ja?“

„Nein.“ Wird sie die Kette nun behalten?

„Wie Sie wünschen“, sagt Vitry.

Ein schmaler grünlacher Blick flimmert zu ihm hin. „Spiel — — ja? Sie irren: Die Rechnung stimmt nicht!“

„Sie sind grausam, Ines!“

„Keine Spur! Bloß nicht dumm — wie man vielleicht denkt.“ Lächelnd die spitzen Zähne zeigend, lehnt sie am Schreibtisch.

„Ich habe Sie nie für dumm gehalten. Wirklich nicht.“

„Na also — dann bin ich beruhigt!“ Damit dreht sie sich um und räumt ihre Schreibsachen zusammen.

„Wollen wir frühstücken gehen?“ fragt Vitry vorsichtig von rückwärts. „Ich hatte an die Kurterrasse gedacht.“

„Reinetwegen. Wenn Sie sich gestittet betragen wollen?“

„Ich werde es versuchen.“

Sie geht voran. Der Brief an Molitor ist liegengeblieben. Vitry nimmt ihn an sich. Während sie nach oben fährt, um ihren Hut zu holen, läßt er ihn vom Portier frankieren.

„Wann geht der nächste Dampfer nach Australien ab?“

„Sicher von Antwerpen? Wann, kann ich nicht genau sagen, Durchlaucht“, bedauert der Portier. „Sie müßten sich schon auf dem Reisebüro erkundigen. Ich glaube: morgen — die „Leverfusen.“ Aber, wie gesagt —“

„Danke.“

Während des Frühstücks auf der Kurterrasse ist Vitry wieder blendender Laune. Er trinkt, lacht, erzählt schmissige Witze und starrt in den Pausen sein Gegenüber an.

Ines sieht in ihrem hellen Sommerkleid bezaubernd aus: auch ein innerer Triumph läßt sie strahlen. Zuweilen greift sie mit der Hand nach der Perlenkette, ob die auch noch da sei. Und mitunter zieht auch ein Schatten über ihr Gesicht. Das ist, wenn sie an Molitor denkt und an die Hungerfarm. Aber wer weiß, ob nicht auch dieser Schatten schwindet? „Was ist eigentlich aus dem Brief geworden?“ fragt sie plötzlich.

„Ich habe ihn aufgegeben.“

„Ja? Dann ist es ja gut...“ Sie zerkrümelt nachdenklich den Rest ihrer Eiswaffel. Der schwere Wein am hellen Tage macht sie müde. „Nachher muß ich ein bißchen schlafen“, erklärt sie.

Vitry bringt sie zum Hotel zurück, wo er sich formell verabschiedet. Es wird verabredet, daß er sie abends zu einer Partie Roulette ins Kasino abholen soll.

„Also — auf Wiedersehn!“

Vom Hotel geht Vitry zum Reisebüro der Austral-Linie. Jawohl: Die „Leverfusen“ verläßt morgen früh den Antwerpener Hafen. — Der Brief wird noch den Anschluß erreichen? — Zweifellos. — Gott sei Dank! Nebenher fragt Vitry nach der Passagierliste. — Ge-

weiß, bitte! — Warum eigentlich? Aber dann wird er unvermittelt rot und blaß. „Wann geht der nächste Zug nach Antwerpen?“

„Heute abend 20.10 Uhr.“

Als Ines um acht ein Billett gebracht wird, reißt sie es hastig auf. Was bedeutet das? Plötzliche Abreise? Ihre Hände zittern, ohne daß sie es merkt.

„Seine Durchlaucht Prinz Bitry möchte Herrn Doktor sprechen“, meldet Osterhuis, das „Mädchen für alles“ in Hemptins Junggejellenhausstand, und macht ein fragendes Gesicht.

Es ist kurz nach acht. Hemptin sitzt in seinem flämischen Schlafzimmer beim Frühstück. Sein orangefarbener Seiden Schlafrock, reisebegrün gemustert, eine dicke Importe und die umherliegenden Morgenblätter erzeugen eine Atmosphäre von Behaglichkeit. Er denkt einen Augenblick nach.

Osterhuis, an der Tür, schnüffelt leise. Als Hemptin ihm darauf gereizt das Gesicht zuwendet, zwinkert er nervös mit fast wimperlosen Lidern. Dazu hat er eine lange, spitze Nase, die merkwürdig beweglich und immer etwas feucht ist. Deshalb schnüffelt er, was für Hemptin ein tägliches Martyrium bedeutet.

„Habe ich Ihnen nicht vorige Woche ein Duzend Taschentücher geschenkt?“ fragt Hemptin streng.

„Ja wohl, Herr Doktor“, bestätigt Osterhuis und hält die Luft an.

„Warum benutzen Sie sie denn nicht? Führen Sie Seine Durchlaucht ins Herrenzimmer — aber putzen Sie sich vorher gefälligst die Nase! Verstanden?“

„Verstanden!“ echot Osterhuis, schnüffelt und verschwindet.

Hemptin geht ins Schlafzimmer, vertauscht den Schlafrock mit dem Jackett und tritt gleich darauf ins Herrenzimmer.

Bitry steht zwischen den Fenstern, wo unter Glas Hemptins Versteinerungsammlung untergebracht ist. Er hat es auf dem ihm angewiesenen Platz nicht ausgehalten und starrt gedankenverloren auf vertrocknete Eidechsen und Schildkröten, auf graue Steine, die die Abdrücke fossiler Skelette, winziger Käfer und geheimnisvoller Kriechspuren verschollener Reptilien aufbewahrt haben.

„Ah — Sie bewundern meine kleine Raritäten-sammlung, Durchlaucht? Interessant, nicht? Guten Morgen! Ich hatte nicht gedacht, Sie heute schon hier zu sehen.“

„Ich auch nicht, Herr Doktor“, erwidert Bitry. „Ich war sehr überrascht, zu erfahren, daß Fräulein ter Steegen sich nach Australien eingeschifft hat. Wußten Sie davon?“

Hemptin zieht die Nase kraus; er schließt einen der Glaskästen auf und entnimmt ihm die Versteinerung einer seltsam geformten Schnecke, die er eingehend betrachtet. „Das ist meine neueste Erwerbung — fünftausend Jahre alt, mindestens. Fabelhaft! Sie mühten sich so ein Ding mal durch die Lupe ansehen! Sie haben doch etwas Zeit? Es ist komisch, von Zeit zu sprechen, wenn man so ein paar tausend Jahre in der Hand hält... Finden Sie nicht auch?“

Ist er verrückt? denkt Bitry. Oder macht er sich über mich lustig?

Aber keines von beiden ist eigentlich der Fall: Für Hemptin ist alles Ernstes die versteinerte Schnecke im Moment wichtiger.

„Ich habe leider gar kein Verständnis dafür“, sagt der Prinz gereizt. „Und auch keine Zeit.“

„Schade!“

Hemptin legt vorsichtig die Schnecke an ihren Platz. „Ja, meine Rechte ist vor einer Stunde mit der „Levertusen“ abgefahren. Ihr Entschluß hat mich gar nicht so sehr überrascht. Kann man es ihr verdenken, daß sie die Lage dort selber in Augenschein nehmen will? Sie ist großjährig und sehr selbständig.“

„Tatsächlich!“ stimmt Bitry, noch immer gereizt, bei. Der Aufforderung Hemptins folgend, hat er endlich Platz genommen. „Ich habe sie übrigens heute morgen noch gesprochen.“

„Ach nee!“ Hemptin hat sich überrascht vorgebeugt. Das ist ihm neu.

„Ja wohl. Zufällig bekam ich gestern die Passagierliste der „Levertusen“ in die Hände. Ich fuhr noch abends von Ostende ab und traf heute früh hier ein, um mich von Fräulein ter Steegen zu verabschieden und ihr glückliche Reise zu wünschen.“

„Tja...“ Hemptin legt seine faltigen Finger über dem Magen zusammen. „Tja, tja — diese modernen Mädchen! Sie hat ihren Vater und mich ihren Entschluß erst wissen lassen, als er nicht mehr rückgängig zu machen war. Das wäre wohl auch so nicht in Frage gekommen. Überhaupt: die Frauen von heute! Refordepot — Wahlrecht — Lippenstift... Was macht übrigens Fräulein Discall?“

Bitry hebt den Kopf und sieht Hemptin unschlüssig an. Lächelt der wirklich, oder hat er von Natur diese satirische Grimasse? „Ich kann es nicht sagen. Ich hoffe, sie verlebt einen angenehmen Urlaub in Ostende.“

„Das hoffe ich auch“, nickt Hemptin. „Haben Sie eigentlich schon gefrühstückt, Durchlaucht?“

„Ich? Nein — ich wollte jetzt ins Hotel.“

Hemptin steht auf, geht zur Tür und klingelt. „Osterhuis kann Ihnen eine Tasse Kaffee kochen. Er macht das sehr gut. Es ist Ihnen doch recht?“

„Sehr freundlich! Vielen Dank! Ich möchte Ihnen aber keine Umstände machen.“

Vor der Tür hört man energisches Schnauben; dann tritt Osterhuis ein und nimmt, nervös blinzelnd, den Auftrag entgegen.

„Ich habe gelesen“, sagt Hemptin dann, „daß eine Umstellung in der Direktion der Standard-Minens-Company beabsichtigt sei. Die Entscheidung darüber soll auf der Generalversammlung in acht Wochen fallen. Ist das richtig?“

„Es ist richtig. Gregoriem, der Zweite Direktor, ist der Urheber aller Machenschaften, die sich gegen Madenzies richten. Er ist gebürtiger Russe mit kommunistischen Ideen. Die Selbstherrlichkeit Madenzies ist ihm ein Dorn im Auge. Er hat einen großen Teil der Aktien hinter sich gebracht, dieser Gregoriem, obwohl auf der Hand liegt, daß nur Madenzies Regie die Dividenden auf ihre gegenwärtige Höhe brachte. Gregoriem behauptet, sie könnten ohne Madenzies noch höher sein. Die Entscheidung ist auf der Generalversammlung zu erwarten. Das stimmt.“

„So“, sagt Hemptin, nachdem Osterhuis den Kaffee serviert hat. „Wann wollen Sie nach dem Haag fahren, Durchlaucht?“

„In den nächsten Tagen; vielleicht auch erst in der nächsten Woche. Ich habe hier noch einige Nachrichten abzuwarten. Es handelt sich um einen Abschluß, der von ausschlaggebender Bedeutung für die Company und Madenzies Pläne sein könnte.“

„Hier?“

„Hier und drüben.“ Bitry, der nicht die Absicht hat, mit Ines Discalls Chef weiter auf den Gegenstand dieses Geschäfts einzugehen, steht nach der viereckigen Armbanduhr.

„Ich wünsche Ihnen also guten Erfolg“, sagt Hemptin. „Auch für mich wird es allmählich Zeit, auf das Büro zu gehen. Und Sie sind wahrscheinlich müde?“

„Sie haben es erraten.“ Mit einem entschuldigenden Lächeln versteckt Bitry sein Gähnen hinter der Hand. „So eine Nachtfahrt ermüdet. Tatsächlich. — Ich werde Sie von meiner Abreise nach Holland verständigen, Herr Doktor. Vielleicht begleiten Sie mich? Man wird mit Mijnheer ter Steegen über den Vertrag sprechen müssen.“

„Das wird man! Vermutlich wird mein Vetter im wesentlichen einverstanden sein, zumal seine Tochter durch ihre Reise dem Plan doch sichtlich nähergetreten ist. Finden Sie nicht auch? Der Augenschein dürfte ihre Entschlüsse zweifellos günstig beeinflussen.“

(Fortsetzung folgt.)

Herbstnähe.

Spätsommer liegt verträumt auf allen Fluren,
Durch die das Glück einst lachte frühlingssjung: —
Nun führen längst vereinsamt wehe Spuren
In Dämmerweiten der Erinnerung. —

Der Wind summt eine wehmutsvolle Weise,
Als hätte er mit tief ins Herz gesehn. —
Ach, könnte ich doch in der Schnitter Kreise
Zum Strohgedeckten Hört des Friedens gehn. . . .

Der Abend sinkt. Die Nebelschleier wallen,
Im Wiesengrunde wird's so festlich still. —
Aus hohen Bäumen ist ein Blatt gefallen,
Das heimwehkrank zur Mutter Erde will. . . .

Toni Stils.

Was in alter Zeit der Schützenkönig erhielt.

Von Alois Brunner.

Schützenfest! Allen neuen Anschauungen, allen Riten der Zeit zum Trotz hat das Wort noch immer seinen magischen Klang. Schützenfest ist Volksfest, Schützengeist der Geist echter Volksgemeinschaft, die keine ständischen Unterschiede kennt, und schon vor Jahrhunderten wurde durch die Einführung des Schützenkönigtums dem Gedanken Ausdruck verliehen: Freie Bahn dem Tüchtigen, einerlei aus welchen Kreisen er stammt!

Das Schützenkönigtum verkörpert auch heute noch die Huldigung vor der besten Leistung. Veränderte Zeiten und Not haben die alten Rechte der Schützenkönige auf ein Mindestmaß herabgedrückt. So ist heute in den meisten Fällen mit der Würde nur noch das verbunden, was dem König ursprünglich allein zugebach war, eine Ehrung. Denn erst in späteren Perioden, als die Schützenfeste aus dem engeren Rahmen der Gilden heraus zu wichtigen städtischen Angelegenheiten, zum Allgemeingut wurden, traten zu den Ehren des Schützenkönigtums oft namhafte Einkünfte und eigenartige Privilegien. Damit sollte die Bedeutung, die Bürgerschaft und Behörden dem Schützenwesen zuschrieben, auch materiell zum Ausdruck gebracht werden.

Bescheiden waren die Vorrechte, welche die alte freie Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen ihrem Schützenkönig einräumte. Er durfte bei öffentlichen Banketten den Vorsitz führen und mit einem Holzhammer auf den Tisch schlagen, um im Notfall Ruhe zu gebieten. Die Stadt Siegburg gewährte ihrem Schützenkönig schon einen kleinen materiellen Vorteil. Sie zahlte ihm zwei Gulden zur Anschaffung eines Kapuzenmantels aus. Den Schwelern war ein Geldgeschenk für den Schützenkönig unbekannt. Dafür durfte dieser während seiner Regierung ein Schwein auf den städtischen Wiesen weiden lassen. Außerdem aber hatte er — wie in manchen anderen Städten auch — den ansehnlichen Vorteil, von allen Gemeindefürsorgen befreit zu sein. Gotha schenkte seinem Schützenkönig acht Taler zur beliebigen Verwendung. Grätz gab ihm fünfzehn Taler „Trunkgeld“, die freilich stets von den anderen Schützenbrüdern vertrunken wurden. Leipzig war in Anbetracht seiner Größe noch sparsamer. Es schenkte dem König einen silbernen Becher im Werte von zwölf Talern. Dafür wurde auch anfänglich nicht verlangt, daß die Schützenmajestät aus eigener Tasche für die reifliche Bösung des Durstes ihrer Getreuen sorgen sollte. Doch im Laufe der Zeiten wurden die Königsessen in Leipzig derartig üppig, daß im Jahre 1684 der Stadtrat eine Verfügung erließ, die in unser heutiges Deutsch übertragen, ungefähr folgendes besagte: „Die Erfahrung hat gezeigt, welche großen und unnötigen Kosten demjenigen, der den Vogel abschöß, entstanden sind. . . . Daher bestimmen wir: Wenn der König nach Hause begleitet wird, so soll er nicht mehr als einen Kuchen vorsetzen und Bier zum Trunk geben. Auch darf kein Schütze nach Begleitung des Königs mehr als zwei Stunden bei diesem bleiben oder von ihm länger aufgehalten werden. Sonst sind vier Taler Strafe zu zahlen. Bei der Königs-mahlzeit soll nicht mehr aufgetischt werden als vier Gerichte, nämlich Voressen, Braten, Gemüse, Nachspeise und zum Trunk Torgauisch Bier und rheinischer Wein, und wenn der König auch noch so vermögend ist.“

Ähnliche Zustände wie in Leipzig müssen auch in Breslau geherrscht haben, denn dort beschloß der Rat, den Schützenkönig von der Verpflichtung, einen Schmaus zu veranstalten, ganz zu entbinden. Abgesehen erhielt der Breslauer Schützenkönig die höchsten Bezüge im ganzen Reiche. Zuerst erfreute er sich der Befreiung von verschiedenen Abgaben. Dann erhielt er vom Rat seines schwarzen Tuch zu einem Rod und 36 Taler bar. Dazu kamen ein kaiserliches Gnadengeld in gleicher Höhe und ein Geschenk der Bürgerschaft im Betrag von 72 Taler. Diese 144 Taler waren damals ein kleines Vermögen.

Berühmt ist auch das etwa alle zwei Jahre stattfindende Mindener Freischießen, an dem jeder Bürger teilnehmen kann;

schon 1685 verfügte der Große Kurfürst, der auch die Krone verlieh, daß den beiden Schützenkönigen je fünfzig Taler auszu-zahlen seien und der gesamte Bierverbrauch finanziell zu erleichtern sei. — Ähnliche Vergünstigungen bestanden für verschiedene andere Städte, die auch die dem Schützenkönig geltende ein-oder zweijährige Befreiung von gewissen Gemeindefürsorgen zu-billigten.

In verschiedenen Städten bestand die Belohnung für den Königschuss im steuerfreien Bierbrauen. In Duderstadt hieß der Schützenkönig aus diesem Grunde auch der „BrauGewinner“. Konnte er von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, so kaufte es ihm die Stadt für 50 Taler ab. Befah der Dautener Schützen-könig keine Brauanlage, so durfte der beste brauberechtigte Schütze nach ihm steuerfrei brauen, wofür er dem König 40 Taler zu zahlen hatte. In Frankfurt an der Oder genoß der Schützenkönig das Recht, im Jahre seiner Regierung acht Gebraue gleich 330 Hektoliter Bier steuerfrei auszuschenken. Dieses Vorrecht würde — bestände es heute noch — angesichts der unsinnig hohen Biersteuern einen Wert von rund 6600 Mark darstellen. Doch damals waren die Behörden noch nicht auf den wirtschaftsschädigenden Einfall geraten, den Genuß des deutschen Volksgetränkes künstlich zu unterbinden, und der Wert des Privilegs wurde 1693 auf 50 Taler veranschlagt.

Ein Beweis für den guten Geist, der immer unter den Schützen herrschte, ist die Tatsache, daß wir nur wenig von Streitigkeiten im Zusammenhang mit der Königswürde hören. So im alten Köln, wo es einmal des Königspreises wegen zu einer regel-rechten Fehde kam. Die Kölner hatten ein Schießen ausgeschrieben, an dem sich auch Auswärtige beteiligen konnten, und ein Stutt-garter Schneider, Hans Einfeldinger, gewann das „Beste“, hundert Gulden in bar. Aber die Kölner wollten es ihm nicht auszahlen, und der Schneider wandte sich an Götz von Berli-chingen. Dieser, stets zum Schutz der Schwächeren bereit, sagte den Kölnern Fehde an. Er „warf“ ein paar Kölner Kaufleute, tat den Pfefferjäden sonst noch manchen List, kammerte sich nicht um die Einnischung Kaiser Maximilians und erreichte es schließlich, daß der Rat der Stadt Köln dem Schneider 305 Gulden auszahlte, vielleicht den höchsten Preis, den ein Schützenkönig in alter Zeit erhielt.

Überall in Deutschland, in großen Orten wie in Dörfern, gibt es Schützenfeste, Vogelschießen und dergleichen. Meistens handelt es sich um regelrechte Volksfeste, die besonders in trüber Zeit ablenkend und aufstreichend wirken und schon deshalb weitere Förderung verdienen. Im übrigen entsprechen die Feste altem deutschen Volksgeist und dem Bestreben, ein wehrfähiges Bürger-tum durch Pflege des Gemeinns und Erinnerung an schöne Stunden zu festigen.

Umgang mit Schwierigen.

Von Julius Kreis.

Die beste Methode, Mißmutigen, sogenannten Grantlern, Grantbauern zu begegnen, ist, sie in ihrer Grantelei zu för-dern und zu stützen. Die Medizin soll mehr und mehr davon abgekommen sein, Fieber zu bekämpfen — im Gegenteil, sie fördert es, damit der Gesamtorganismus sich um so eher von der Krankheit auf die Gesundheit umstellt. Demnach: Man muß den Grantler ausgranteln lassen.

Wie jeder Kranke — ganz besonders der eingebil-dete — Aufmerksamkeit und Teilnahme für sein Leiden verlangt, so müssen wir den Grantler zunächst mehrmals fragen: „Warum sind Sie denn heute so grantig?“ Oder: „Sie sind aber heute grantig!“ Dies ist ihm wie ein wohliges An-sachen eines vielleicht schon verglimmenden Annahs.

Nachdem wir mehrmals also in die Glut geblasen, teilen wir dem Grantler allerhand mit, wovon wir wissen, daß es ihn bestimmt ärgert. Wir sagen etwa zu einem, der gerade eine Entsetzungskur macht: „Aber Sie werden jetzt die!“ Wir fixieren längere Zeit und scharf ein Wimmerl auf seiner Nase und fragen ihn, ob er das schon lange hat, wir teilen ihm mit, daß ein Konkurrent die goldene Medaille im Wettbewerb erhielt, wir lesen ihm aus der Zeitung die neueste Gehaltskürzung vor, wir finden seinen Schlips zu bunt, seinen Kragen zu hoch, seine Hose zu kurz und seine Neuigkeiten zu alt.

Ganz falsch, einen Grantigen erheitern zu wollen! Man dient ihm nur, wenn man fest mitgrantelt. Alles Unersreu-liche, was wir aus Welt und Leben, Politik und Gesellschaft wissen, paßen wir aus, und wie in einem sportlichen Wett-kampf finden wir auf jedes seiner harten Worte ein noch härteres, auf jedes scharfe Urteil ein noch schärferes, auf jede bittere Anmerkung noch eine bitterere. Kalt er die Zukunft grau in grau, so malen wir schwarz in schwarz. Ein wechselseitiges Sprudeln von Antipathien gegen jedwedes, was da freucht und flucht, ein Aberschwemmen aller Wesenssäure, ein wahres Gallen-Bachanal muß uns ver-binden.

Wir führen unseren Grantler in Gasthäuser mit saumseligen Kellnern, wir sorgen dafür, daß seine Lieblingsgerichte auf der Speisekarte gestrichen sind, wir halten ihn den Überzieher so raffiniert daneben, daß er immer wieder mit dem Arm in die Tasche schlüpft, wir verwechseln ihm den Hut, wir führen ihn an Autos vorbei, die durch Regenschirmen laufen, und bringen ihn in Bildergalerien mit abstrakter Malerei.

Wenn wir das Glück haben, die Frau eines Grantlers zu sein, so fordern wir von ihm auf dem Höhepunkt seiner schlechten Laune einen Zuschuß zum Haushaltsgeld oder wir bitten ihn, uns beim Umstellen und Stöbern des Wohnzimmer behilflich zu sein. Viel kann eine opferfreudige Frau auch tun, wenn sie den Schreibtisch ihres Grantlers aufräumt und dabei das oberste zu unterst lehrt. Jedes kluge Hausmütterchen wird Mittel und Wege wissen, wie es seinem grantigen Schächchen das Heim zum wahren Fegfeuer bereiten kann.

Haben dann Familie, Freunde und Bekannte in unablässigem Bemühen erreicht, daß die schlechte Laune des Grantlers nicht mehr zu überbieten ist, dann kommt ganz von selbst der Umschwung. Der Grantler wird erst stuhlig, daß er bei seinem Granteln nirgends Widerstand findet, daß jedes Ob- und Subjekt um ihn herum seinen Rhythmus liebevoll fördert, — dann wird ihm das Granteln, wie alles, was hemmungslos Gewährung findet, zu langweilig und auf einmal bricht aus dem Patienten die Befreiung, der Umschwung und er sagt: „Zum Donnerwetter, was seid ihr denn alle für Trauerstößen! Kopf hoch! Wir leben noch! Das ist ja zum Davonlaufen mit euch Grantelbauern!“

Nie ist ein Mensch so gut zu haben, als wenn er gerade ausgegrantelt hat. Gesprächspartner haben mit Taubstummern niemals das Schweigen, aber fast immer die Taubheit gemeinsam. Was du, lieber Freund, deinem holden Gegenüber sagst, ist für ihn nur Aufenthalt, Barrikade, die er wegräumen muß, daß sein Mundwerk wieder frei ausstreichen kann.

Fast jedem runzelt sich vor Ungeduld die Stirn, wenn er aus Höflichkeit einmal gezwungen ist, zuzuhören. Du, Armer, formst Begriffe und aus Begriffen Worte. Dein Gesprächspartner aber ist schon längst dabei, das zu konzipieren, was er sagen will. Laß dich nicht täuschen durch sein festes, treues Auge, das in deinem ruht, durch das gespannte Antlitz, das dir zugewendet ist. Er sieht durch dich hindurch wie durch Luft und wartet nur auf den Augenblick, wo dich eine Atempause hindert, weiteres Geräusch für ihn zu verursachen. Dann fällt dein Partner sogleich ein und hört die geliebte Stimme wieder, die Stimme seines Herrn — seine eigene.

Nun ist es an dir, mit krauser Stirn zu warten, Auge in Auge, Zahn um Zahn, bis dein Gegenüber genötigt ist, die Lippen anzuseuchen. Die Diskussion ist hier immer noch fruchtbar, denn ihr habt wenigstens wechselseitig die Freude, daß ihr euch so gut mit euch unterhaltet. Ihr turnt euren Geist — jeder für sich —, aber doch an einem gemeinsamen Barren. Wenn Maier seinen großen Wendesitz gezeigt hat, tritt er zurück und läßt Huber die Grätschlehre tun.

Der von Herzen Schwaghafte aber beschlagnahmt den Barren ganz allein. Er hat seine Freude am Redefluß schlechthin. Wenn sich ihm Satz zu Satz fügt, wie die Papiergirlande aus dem Hut des Zauberers, immer wieder neue gebärend, ist er so recht im Glück. Alles, was letzte Monate an aktuellen Wörtern brachten, etwa die Ankurbelung der Wirtschaft, die Mentalität des Gegners, die Verankerung der Produktion, die Drosselung der Krise, — das fügt sich zur Perlenschnur ohne Ende.

Einen Gegentredner muß man wie eine Weckeruhr abklingeln lassen. Versuch nur die Weckerklingel mit einem Rissen zu bedecken, mit Tüchern zu umwickeln, alles vergeblich: sie muß sich ausklingeln. Falle nie dem Naturgeschwätigen in die Rede. Auch nicht in einer Kunstpause. Er wird dich mit einem Blick aus Mitleid und Verachtung messen und, erst recht gestachelt, seine vielfach geschraubten Sätze wie einen Drillbohrer in deinen Kopf bohren. — Ausklingeln lassen.

Über Verliebte muß man sich nie und nirgends wundern. Sie tragen ihr Glück in der festgeschlossenen Kinderhand wie einen schönen Luftballon an der Schnur.

Erzähle einem Verliebten vom Zeppelinflug in die Aktis, sogleich wird er sagen: „Da möcht' ich mit Elli auch dabei gewesen sein.“

Sprich mit Elli über Dilseder in Mexiko, Elli flüstert traumverloren: „Ich habe gestern versucht, den Dilsed aus seinem Jackett herauszubügeln.“

Sprich zu Verliebten als Dritter möglichst wenig. Sie sehen dich mit ihren freundlichen, aber fernen Augen an, nicken dir begeistert Zustimmung und kehren nach diesem

kurzen Halberwachen sogleich wieder in den tiefen Traum zurück, lächeln ohne Grund, flüstern und glücken sich in ihrer Geheimsprache zu und essen ihren Brei mit einem Löffelchen. Sie sind als Gesellschaft gut zu haben, denn sie sind dem Dritten gegenüber in Hinsicht auf Geselligkeit anspruchslos. Du bist als Freund an ihrem Tisch wie ein Zaun um ihr Paradies. Im Freien aber ist der Dritte für Verliebte noch weniger als der Wind, der durch die Blätter säuselt. Wahrhaft wirklich und beglückend empfinden sie deine Gegenwart erst, wenn du ihnen Adieu sagst.

Er sieht ihn nicht!

Von Eva Leidmann.

Nein, wirklich, wenn ich so meinen neuen Hut betrachte, meinen Chasseur, der eine Mischung ist zwischen Jäger und Postilion, komme ich auf den Gedanken: wir Frauen können nicht nett genug sein zu unseren Männern. Was haben die Armen vom Leben? —

Keine Industrie tut etwas Einschneidendes für ihr Aussehen. Kann vielleicht ein neuer Hut den Mann so von Grund aus verändern, daß man ihn kaum wieder erkennt? Nein. Es ist halt ein Hut, was er auf dem Kopf hat. Meistens ist er aus Filz. Mal ist er ein bißchen gröber, mal ein wenig feiner, mal ist er vorn eine Idee heruntergeklappt und in dem Moment, wo es eventuell drauf ankäme, den neuen Hut wirken zu lassen, zwingen den Mann Anstand und Sitte, seine Kopfbedeckung abzunehmen.

Durch diese Betrachtungen ist mir fast einleuchtend, daß die Einstellung des Mannes zum weiblichen Hut, wenn auch keine direkt feindliche, so doch keine sympathische ist.

Anders kann man sich doch als Frau ein Benehmen wie das meines Emil gar nicht vorstellen. — Um auf meinen Chasseur zurückzukommen, meinen neuen Hut, der mir die Welt von nur einer Seite zeigt und zwar von der linken, denn das rechte Auge ist von der Hutterampe überschattet, — mein Emil hat ihn noch nicht gesehen. Er sieht ihn nicht! — Ich habe den Hut schon drei Wochen und trage ihn täglich. Gehe an der Seite meines Emil durch die Straßen. Kühn wedeln ein paar grünlische Hahnenfedern auf meinem Chasseur, kühn ist mein Wesen durch diesen Hut geworden — Emil sieht ihn nicht.

„Liebling“, sagte ich zu Emil, „wie denkst du darüber, über die neue Hutmode“, und stelle mich jückerisch vor ihm auf.

„Ich habe meinen Hut schon zwei Jahre“, erwiderte er mir. „Bei diesen schlechten Zeiten taugt man keinen neuen Hut.“

Wie mich diese männliche Unlogik ärgert! Als ob die Zeiten davon besser würden, wenn ich meinen alten Hut trüge!

Indes trage ich ihn ja nicht. Auf meinem Kopf tront der Neue, er, der aus mir, mitten im Herbst, einen frühlingshaft-beschwingten Menschen machen würde, wenn Emil ...

(Den Jahreszeiten nach ist natürlich noch Sommer. Aber dem Modetalender nach ist schon Winteranfang.)

Alle meine Bekannten, weichen Geschlecht sie auch immer sein mögen, sind entzückt von meinem Chasseur. Er verändert mich so, daß mich Adje, mein Hund, wie einen Fremden anbellt, als ich den Hut zum erstenmal auf hatte. Nur Emil sieht ihn nicht!

Da nahte eines Nachmittags die Katastrophe in Gestalt meiner besten Freundin Katja. Eigentlich ist sie meine zweitbeste Freundin. Sie war die Einzige, die sich über meinen Chasseur mokiert und behauptet hatte, niemals ein so komisches Ding aufzusehen. Sie hatte sogar gesagt, ich sähe wie ein Komilloc aus. Na, lassen wir das. Also, Katja begegnet uns. Auf ihrem Kopf, vielmehr auf der rechten Seite ihres Gesichts steht ein winziges Etwas und auf dem Etwas ragt eine Pfauensfeder in die Luft.

Katja stellt sich kolett und aller Freundschaft vergessend im Profil auf. Ich sage, aber gar nicht spitz, nur so, wie ich es meine: „Du kämpfst wohl um die Chasseurmeisterschaft, Katja?“

„Ach nee; aber fesch, wie?“

Was tut Emil, mein Emil, derselbe Emil, der drei Wochen neben meinem Chasseur herläuft, ohne ihn zu beachten? — Er stiert wie verzaubert auf Katjas, für meinen Geschmack unmöglichen und sagt mit landierter Stimme: „Fabelhafte Linie.“

Es läßt sich denken, daß ich, nachdem wir uns von Katja getrennt hatten, kein Wort mehr mit Emil sprach. Als er aber schließlich den Grund meiner Bestimmung wissen wollte, machte ich mir Luft.

Emils Gesicht wurde immer länger. Es sah beinahe dumm aus.

„Ich habe weder Katjas noch deinen Hut gesehen. Dieser Tage habe ich irgendwo gelesen, daß es immer wirksam ist, zu sagen:“

„Fabelhafte Linie.“

Und nach diesem Bekenntnis, meine ich, kann man gar nicht nett genug zu Emil sein.